Die Rückkehr der alten Männer

Anatoli Asolskis raffinierter Sowjetkrimi «Die Zelle»

Wenn man nach dem begehrtesten russischen Literaturpreis urteilt, der seit 1998 nicht mehr von der englischen Lebensmittelkette Booker, sondern – für Russland vielleicht passender – vom Wodkaproduzenten Smirnoff gestiftet wird, dann gehört die Zukunft der russischen Literatur der älteren Autorengeneration. Alexander Morosow, der jüngste der bisherigen Preisträger (Mark Charitonow, Vladimir Makanin, Bulat Okudschawa, Georgi Wladimow), hat den Jahrgang 1944. Es überrascht deshalb auch nicht, dass diese Autoren ihre Texte meist der literarischen Aufarbeitung der Sowjetära widmen. Anatoli Asolski, der 1997 den mit immerhin 12 500 Dollar dotierten Booker-Preis erhielt, bildet hier keine Ausnahme. Ausgezeichnet wurde der 69jährige für seinen Roman «Die Zelle», der vor dem Hintergrund der stalinistischen Massenrepressionen eine anspruchsvolle Story auf mehreren Bedeutungsebenen entwickelt.

«Die Zelle» ist ein raffinierter Sowjetkrimi, in dem sich politische Ereignisse, wissenschaftliche Forschungen und erotische Affären zu einem komplexen Ganzen verbinden. Asolski baut die Handlung seines Romans auf einem ungewöhnlichen Gedankenspiel auf: Die Grundlagen der modernen Genetik wären demnach nicht 1953 in Amerika von Francis Crick und James Watson entdeckt worden, sondern schon Jahre früher von zwei sowjetischen Wissenschaftern. Die besondere Schwierigkeit der russischen Forscher besteht darin, dass ihre biologischen Untersuchungen keine politische Akzeptanz finden und sogar vom Staatsapparat sabotiert werden.

Diese fiktive Romananlage hat einen realen wissenschaftspolitischen Hintergrund. In der Sowjetunion durfte die Genetik nicht als wissenschaftliche Disziplin betrieben werden, da die zu erwartenden Resultate einem zentralen Dogma der marxistisch-leninistischen Lehre widersprochen hätten: Das erklärte Ziel der kommunistischen Gesellschaftsordnung bestand ja darin, einen neuen Menschen zu schaffen – und zwar durch eine entsprechende Erziehung und Sozialisierung. Für eine Vererbungstheorie war in dieser Konzeption kein Platz, deshalb ignorierte man entsprechende biologische Forschungen aus dem Westen einfach.

Asolskis Roman funktioniert jedoch nicht nur nach dem Prinzip «Was wäre, wenn?». Das eigentlich Interessante an seinem Roman ist die metaphorische Umsetzung genetischer Theoreme in erzählerische Strukturen. Das Wort «Zelle» ist im Russischen wie im Deutschen ein Homonym, das sowohl die biologische Zelle als auch eine Gefängniszelle bezeichnet. Man kann Asolskis Buch als eine fortwährende Reproduktion von «Gefängniszellen» lesen, die der biologischen Zellreproduktion parallelgeschaltet ist. Der Protagonist gerät während des Zweiten Weltkriegs als Offizier der Roten Armee in deutsche Gefangenschaft, wird später deswegen vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet, entkommt schliesslich und geht im Untergrund seinen genetischen Forschungen nach. Dabei wechselt er nicht nur die Orte seiner Gefangenschaft, sondern mehrere Male auch seine Identität. Asolski ahmt in diesem Plot die geheimnisvolle biologische Konstitution von Identität nach: Die in der Erbmasse codierten Charaktereigenschaften eines Menschen werden in der Zellteilung ständig auf eine neue Materie überschrieben, gleichwohl verfügt jedes Individuum über eine Identität, die nicht an biologische Prozesse gebunden ist.

Die russische Kritik hat Asolskis Roman unterschiedlich aufgenommen. Lobende Stimmen sahen die «Zelle» in der besten Tradition des hochstehenden Kriminalromans, der in Russland seit Dostojewski einen festen Platz im literarischen Gattungskanon hat. Irritiert zeigten sich einige Leser von Asolskis enormem Erzähltempo, das atemlos Satz an Satz fügt und auf diese Weise den schnellen Lebensrhythmus des Protagonisten imitiert. Ein Rezensent warf dem Autor sogar einen Rückfall in sozrealistische Stilklischees vor.

Diese Kritik ist allerdings ungerechtfertigt: Asolski beherrscht zwar jene quasidokumentarischen Schreibweisen, die sich auch für ideologische Zwecke einsetzen lassen, entwickelt aber eine eigenständige Erzähltechnik, die genau den Erfordernissen der komplexen Sujetstruktur entspricht. «Die Zelle» spielt mit Versatzstücken aus dem sozialistischen Realismus und fügt sie zu einem dynamischen Textganzen. So wird etwa der Protagonist in derselben Manier wie ein positiver Held aus der Sowjetliteratur gezeichnet, gleichzeitig übersteigert aber Asolski die heroischen Züge des verfolgten Genetikers und erreicht so eine ironische Brechung sozrealistischer Darstellungskonventionen. Aus dieser Sicht ist es nicht

© 1993-2004 Neue Zürcher Zeitung AG

nur unmöglich, Asolski einen verstaubten Stil vorzuwerfen; man kann seinem Roman im Gegenteil geradezu postmoderne Aktualität zusprechen, insofern er das Vergangene als ästhetische Simulation vorführt.

Ulrich M. Schmid

Anatoli Asolski: Die Zelle. Roman. Aus dem Russischen übertragen von Andreas Tretner. Reclam-Verlag, Leipzig 1999. 252 S., Fr. 37.–.

© 1993-2004 Neue Zürcher Zeitung AG